Mathilde Hennig/ Robert Niemann
Gießen

Das Konzept des Autors in der Inlands- und Auslandsgermanistik

Abstract: The article compares one text in the field of German linguistics written in Germany with one text written in Romania regarding the presence of the author. The comparison reveals differences in the way the text is orientated towards the issue and the scientific community as well as in the characteristics of authorial presence. These differences are being explained by using explanatory approaches of epistemology and communication theory.
Keywords: Autorpräsenz; Wissenschaftskommunikation; Auslands- und Inlandsgermanistik; Deagentivierung

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag beleuchtet in einer exemplarischen Analyse die Präsenz des Autors in der Inlands- und Auslandsgermanistik. Jeder wissenschaftliche Text wird von einem Autor (oder auch mehreren Autoren) verfasst, der als solcher auch die Verantwortung für die wissenschaftliche Wissensproduktion trägt (Steiner 2009: 11). Der Autor behauptet Wissen und verbindet seinen Geltungsanspruch für das im Text vorgetragene Wissen mit der Hoffnung, „der Anspruch werde auf zustimmende *Anerkennung* stossen“ (Steiner 2009: 15). Wenngleich also der Autor auf der einen Seite den wissenschaftlichen Text und die damit verbundene wissenschaftliche Erkenntnis gestaltet und dadurch überhaupt erst seinen Platz in der wissenschaftlichen „community“ (Hyland 2009: 46-48) begründet, verlangen andererseits konventionalisierte Anforderungen an die Wissenschaftssprache vom Autor, als handelndes Subjekt in den Hintergrund zu treten, um dadurch die vorgetragene wissenschaftliche Erkenntnis als objektiv und intersubjektiv darstellen zu können:

> Anonymität hat, besonders in der Wissenschaftssprache, die Funktion, die an einen Autor gebundene Subjektivität zu eliminieren und den Wahrheitsgrad sowie

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

> die Objektivität und mögliche Allgemeingültigkeit der fachbezogenen Aussagen zu verstärken (Oksaar 1998: 397).[1]

Für den Autor hat das weitreichende Konsequenzen:

> Thus, starting from the assumption that academic discourse should be as objective as possible, the author is expected to remain hidden behind the facts, research results, tables, figures, formula and the like, to keep his/ her personality as unobtrusive and incospicuous as possible and practically 'disappear' from the text (Vassileva 2000: 9).

Es ergibt sich folgendes Dilemma: „Wie kann man in einem Text den Platz des forschenden und erkennenden Wissenschaftlers einnehmen und gleichzeitig den Ansprüchen an eine subjektunabhängige Aussagekonsistenz gerecht werden?" (Steiner 2009: 15)

Für den vorliegenden Aufsatz lässt sich daraus die Frage ableiten, ob es Unterschiede im Umgang mit diesem Dilemma in der Inlands- und Auslandsgermanistik gibt. Mit Schlömer (2012) liegt eine vergleichende Analyse von Deagentivierungsmitteln (= grammatische Muster agensloser Verfasserreferenz) in in Rumänien und in Deutschland erschienenen germanistischen Aufsätzen aus den Jahren 2007-2009 vor. Die Analyse hat sowohl einen erhöhten Gebrauch von expliziten, agenshaften Verfasserreferenzen in den inlandsgermanistischen Texten gegenüber den auslandsgermanistischen ergeben als auch einen erhöhten Gebrauch von Deagentivierungsmitteln. Der Verzicht auf agenshafte Verfasserreferenz in den in Rumänien erschienenen Aufsätzen führt also offenbar nicht automatisch dazu, dass dann eben dem Anonymitätspostulat folgend kompensatorisch deagentiviert wird. Vielmehr scheint dieser Befund auf grundsätzliche Unterschiede in der Autorpräsenz hinzudeuten: Insgesamt stehen 59 Vorkommen der agenshaften und nicht agenshaften Verfasserreferenz (bei Schlömer ‚explizit' und ‚implizit') in den

[1] Steinhoff stellt den Begriff ‚Anonymität' grundsätzlich in Frage: „Zum einen fehlen in keiner wissenschaftlichen Publikation Angaben zum Verfasser, zum anderen ist die Instanz des Verfassers für jeden geübten Leser wissenschaftlicher Texte auch dann zu erkennen, wenn auf ihn mit Passivkonstruktion o. Ä. angespielt wird. Es geht in diesen Texten nicht darum die Instanz des Verfassers zu tilgen, sondern sie in den Hintergrund zu rücken. Angestrebt wird nicht Anonymität, sondern Neutralität: Es soll eine unparteiische, eben neutrale Haltung demonstriert werden" (2007: 19). Unabhängig davon, ob man nun von einer angestrebten Anonymität oder Neutralität ausgeht, ergibt sich für beide Anforderungen die oben skizzierte Diskrepanz zwischen autorschaftlicher Verantwortung und den Ansprüchen an eine subjektunabhängige Aussagekonsistenz.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

auslandsgermanistischen Aufsätzen 102 Belegen in den inlands-germanistischen Texten gegenüber (Schlömer 2012: 60).

Schlömer betrachtet die Ergebnisse der Analyse als so eindeutig, „dass nicht davon ausgegangen werden kann, dass es sich um individuelle Schreibstile der einzelnen Verfasser handelt“ (2012: 61). Sie erklärt ihren Befund mit Rückgriff auf Breitkopf/ Vassileva (2007) mit der Neigung des osteuropäischen Wissenschaftsstils zu unpersönlicher Ausdrucksweise.

2. Exemplarische Analyse eines inlands- und auslandsgermanistischen Textausschnitts

Der vorliegende Beitrag möchte der Frage nach der Erklärbarkeit von Schlömers Befunden durch grundsätzliche Unterschiede in der Autorpräsenz nachgehen. Den Gegenstand der Beschäftigung mit dieser Frage bildet eine vergleichende Analyse eines inlands- und eines auslandsgermanistischen Textausschnitts. Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die sich aus dieser qualitativ-exemplarischen Betrachtung ergebenden Ergebnisse keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben können. Vielmehr können an dieser exemplarischen Analyse eher grundsätzliche Fragen der Autorpräsenz sowie mögliche Erklärungen für diesbezügliche Unterschiede erörtert werden.

Den Gegenstand der Analyse bilden die einleitenden Teile von zwei Aufsätzen, die sich beide mit den doppelten Perfektbildungen beschäftigen:

- Markus Hundt: Doppelte Perfektbildungen mit *haben* und *sein*. Funktionale Gemeinsamkeiten und paradigmatische Unterschiede (2011);
- Mihaela Şandor: Zur Grammatikalisierung der doppelten Perfektformen (2008).

Mit einer Textlänge von 527 Wortformen (Hundt) und 462 Wortformen (Şandor) sind die Texte auch in etwa vergleichbar.[2]

Die Textausschnitte werden hier vollständig wiedergegeben, da die vergleichende Betrachtung nur so für den Leser nachvollziehbar gestaltet werden kann:

[2] Auf eine Angleichung der verglichenen Textlänge durch Kürzung des Textes von Hundt wurde verzichtet, da es – wie oben ausgeführt – nicht auf eine genaue quantitative Vergleichbarkeit ankommt, weil statistische Signifikanz in diesem Rahmen ohnehin nicht erreicht werden kann.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Mihaela Şandor
Zur Grammatikalisierung der doppelten Perfektbildungen

1. Theoretische Grundlagen

Die Grammatikalisierungsforschung ist ein relativ junges Gebiet der Sprachwissenschaft, das sich seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts geformt und entfaltet hat. Das zentrale Anliegen der Grammatikalisierungsforschung ist die Untersuchung der Entstehung grammatischer Formen und der Verstärkung bereits existierender grammatischer Sprachzeichen. Dieses Anliegen ist in der linguistischen Forschung nicht neu, es ist schon Aufgabe der historischen Sprachwissenschaft, derartige Phänomene zu erforschen. Das Spezifische der neueren Grammatikalisierungsforschung besteht in der Betrachtung der Entstehung immer neuer grammatischer Elemente und der Flexibilität grammatischer Systeme als Grundprinzipien der Sprache, die ins Zentrum der Forschung gerückt werden. Die Annahme, dass es einen stabilen synchronen Zustand gibt, wird verworfen, die Grenzen zwischen Synchronie und Diachronie erweisen sich als fließend. Die Grammatik des synchronen Zustands einer Sprache sei, so Hopper (1991), kein deutlich abgegrenztes, homogenes und stabiles Regelsystem, sondern eine Anhäufung von „sedimentierten" wiederkehrenden Teilen, deren regelhafte Strukturen nie stabil oder vollständig sind, sondern permanent im Sprachgebrauch verändert werden (Hopper 1991: 18). So wird aus dieser Perspektive die unaufhörliche Dynamik zum Grundprinzip der Sprache erhoben. Aufgabe der Grammatikalisierungsforschung ist, die mehr oder weniger stabilen und regelhaften Strukturen der Sprache sowie die Kategorialität von Formen zu untersuchen (vgl. Diewald 1997). Um der gestellten Aufgabe gerecht zu werden, müssen die Sprachzeichen in zwei Klassen eingeteilt werden: lexikalische Zeichen bilden eine offene Klasse, ein heterogenes Wortfeld, das nur durch die Wortartenkategorie zusammengehalten wird. Grammatische Zeichen bilden dagegen eine geschlossene Klasse, deren Mitglieder weitgehend konstant bleiben, sie neigen eher zur Paradigmatisierung. Eine einzige Veränderung in der Klasse der Grammeme kann die Verschiebung und Restrukturierung des gesamten Paradigmas veranlassen. Ein und dasselbe sprachliche Zeichen kann allerdings sowohl in der Klasse der Lexeme als auch in der Klasse der Grammeme auftreten. Die Grammatikalisierung ist ein gradueller Prozess: Der Vorgang der Anreicherung grammatischer Funktionen und der Eingliederung in bestehende grammatische Paradigmen ist mit einem allmählichen Verblassen der Bedeutung der betreffenden Lexeme und dem Verlust an prosodischer Autonomie verbunden. Das gleichzeitige Auftreten in verschiedenen Stufen zwischen lexikalischer und grammatischer Funktion stellt den synchronen Aspekt der Grammatikalisierung dar; die Entstehung der grammatischen Bedeutung bei einem Zeichen, das zunächst nur eine lexikalische Bedeutung hatte, stellt den diachronen Aspekt der Grammatikalisierung dar (vgl. auch Lehmann 1985). Es geht also vor allem um Übergänge zwischen Lexikon und Grammatik, zwischen einer Struktur mit lexikalischer und einer anderen mit grammatischer Bedeutung, zwischen verschiedenen linguistischen Ebenen, aber es geht auch um das „Verhältnis zwischen historischer Entwicklung und gegenwärtigem System" (Diewald 1997: 10).

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

2. Zielsetzung und Hypothesen

Vorliegende Untersuchung setzt sich zum Ziel, eine Analyse der Grammatikalisierung der doppelten Perfektbildung zu liefern. Dabei wurde von folgenden Hypothesen ausgegangen:

(1) Die Grammatikalisierung der hyperperiphrastischen Perfektformen stellt eine Wiederholung der Grammatikalisierung der periphrastischen Perfektformen bestehend aus Hilfsverb + Partizip II dar.

(2) Die doppelten Perfektformen können als grammatikalisiert betrachtet werden.

Markus Hundt

Doppelte Perfektkonstruktionen mit *haben* und *sein*
Funktionale Gemeinsamkeiten und paradigmatische Unterschiede

1. Leitfragen

Die Beschäftigung mit dem doppelten Perfekt (DPF) erfreute sich in der letzten Zeit mittlerer Beliebtheit. Einerseits sind sehr verdienstvolle Studien wie die von Rödel (2007) zu verzeichnen. Andererseits gehören doppelte Perfektkonstruktionen als randständige Konstruktionen nicht gerade zum Kernbereich des Interesses von Grammatikern.

In der Auseinandersetzung mit dieser auf den ersten Blick sperrigen Konstruktion sind mir unterschiedliche und – wie ich finde – durchaus spannende Aspekte am doppelten Perfekt aufgefallen. Am doppelten Perfekt lassen sich die grundsätzlichen Aufgaben von Tempora geradezu beispielhaft zeigen, diese Konstruktionen können ebenso überzeugend dazu herangezogen werden, die konzeptionelle Brücke zwischen Aspekt und Tempus zu verstehen (Raumsemantik); genauso sind solche Konstruktionen, wenn man nur einmal genauer auf die Verteilung der Auxiliare blickt, sehr gute Beispiele, syntaktische Reanalyseprozesse in statu nascendi zu studieren. Doppelte Perfektbildungen stehen wie viele syntaktisch randständige Konstruktionen unter dem Verdacht, nicht nur in Süddeutschland entstanden zu sein, sondern auch ausschließlich dort verwendet zu werden; also sind der historische und der areale Aspekt hier interessante Untersuchungsfelder. Eine Reihe von weiteren Fragestellungen ließe sich hier anschließen. Es ist m. E. längst noch nicht alles zum DPF gesagt. In diesem Beitrag möchte ich mich jedoch aus Platzgründen auf nur zwei Aspekte beschränken.

Methodik: Bei der Untersuchung syntaktisch grenzwertiger Phänomene ist es m. E. unerlässlich, den tatsächlichen Sprachgebrauch in die eigenen Untersuchungen miteinzubeziehen. Sicherlich ist eine corpus-driven-Analyse nicht gänzlich möglich. Dafür sind einfach die Belegzahlen für diese Art von Konstruktionen zu gering. Ansatzweise wird das corpus-driven-Verfahren im Vergleich der benutzten Korpora jedoch zu seinem Recht kommen. Was im Folgenden (Kap. 2) vorgeführt werden kann, ist vielmehr ein corpus-based-Ansatz, bei dem nicht die Korpora und ihre Beleglagen selbst die Hypothesengenerierung steuern, sondern die Hypothesen des Grammatikers durch den Rückgriff auf maschinenlesbare Korpora (getaggte und nicht-getaggte) geprüft werden. Das Korpus dient hier als Prüfinstrument, nicht als Hypothesengenerator. In dem methodischen

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Kapitel 2 wird es darum gehen, die Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Textkorpora bei der Untersuchung von DPF-Konstruktionen zu beleuchten. Zwei Typen von Korpora werden dabei miteinander verglichen. Erstens die getaggten Korpora des DWDS (hier: Referenzkorpus und ZEIT-Korpus) und zweitens die nicht-getaggten Textkorpora des IDS. Man sollte glauben, dass die Ergebnisse aus beiden Korpora sich nicht sonderlich unterscheiden sollten. Dies – um es vorweg zu sagen – ist nicht der Fall. Andererseits ist es auch sehr interessant zu sehen, wie im Zusammenspiel der Analysen von getaggten und nicht-getaggten Korpora auch weiterführende Ergebnisse erzielt werden können.
Theorie: Der zweite Analysefokus liegt auf dem Untersuchungsgegenstand selbst, auf den doppelten Perfektkonstruktionen. Nach einem kurzen Blick auf die historische Genese dieser Formen geht es dann um die Funktionen beider DPF-Typen. Hier wird zunächst auf der Basis einer syntaktisch-funktionalen Analyse untersucht, welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede zwischen doppelten Perfektformen mit dem Auxiliar *sein* und mit dem Auxiliar *haben* zu verzeichnen sind. Gewöhnlich werden die doppelten Perfektformen gleichrangig behandelt. So wie man vom *sein*-Perfekt und vom *haben*-Perfekt spricht, so spricht man eben auch vom *sein*-DPF und vom *haben*-DPF. Die These in diesem Beitrag ist, dass – abgesehen vom Sonderstatus des sein-Perfekts – die doppelten Perfektformen mit *sein* und *haben* einen systematischen Unterschied aufweisen, d. h. konkret, dass es nur DPFs mit *haben* gibt, nicht aber mit *sein* als Auxiliar. Diese These wird mit Blick auf die Korpusrecherchen überprüft und diskutiert.

Ein erster Lektüreeindruck ergibt zweifelsohne den Eindruck eines präsenten Autors im inlandsgermanistischen Text und eines Autors im Hintergrund im auslandsgermanistischen Pendant. Es soll im Folgenden darum gehen, zu erläutern, wie dieser Eindruck zustande kommt und wie er sich erklären lässt. Dabei greifen wir zunächst einerseits auf das von Polenz'sche Konzept der Gruppen- vs. Gegenstandsorientierung und andererseits auf die von Steiner (2009) postulierten Autorfiguren ‚Verantworterfigur' und ‚Gestalterfigur' zurück. Zunächst aber soll eine Analyse der auf Autorpräsenz hindeutenden sprachlichen Mittel die Grundlage für den Vergleich schaffen.

Zunächst fallen sicherlich die agenshaften Verfasserreferenzen bei Hundt ins Auge, die sich bei Şandor nicht belegen lassen: Hundt verwendet dreimal das Personalpronomen der ersten Person (zweimal im Nominativ, einmal im Dativ) und zweimal explizite Verweise auf die eigene Person mit den „Meinungsausdrücken" (Steinhoff 2007: 241-249) *m. E.* Diese fünf Belege für „selbstbenennende" Verfasserreferenz (Kresta 1995: 64-79) dürften aber noch nicht alleine für den Eindruck eines fundamentalen Unterschieds zwischen den beiden Texten verantwortlich sein. Laut Kresta „hat der Autor eines linguistischen Fachtextes die Wahl zwischen einer expliziten und einer impliziten Benennung seiner Person" (1995: 63). Der

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Eindruck von einem fundamentalen Unterschied zwischen den beiden Textausschnitten lässt sich also vermutlich damit begründen, dass Hundt nicht nur von der Möglichkeit der expliziten, sondern auch von der Möglichkeit der impliziten Benennung seiner Person häufiger Gebrauch macht als Şandor.

Als zweite Option der Verfasserreferenz neben der expliziten Selbstbenennung bezeichnet Kresta „die fehlende Selbstbenennung“ (1995: 79). Die in der Wissenschaftskommunikation koventionalisierten sprachlichen Mittel der fehlenden Selbstbenennung werden in der einschlägigen Literatur in der Regel mit Rückgriff auf von Polenz (1981) als Mittel der ‚Deagentivierung’ bezeichnet. Von Polenz erklärt das Phänomen folgendermaßen:

> Die Bezeichnung des AGENTIVs von Handlungsprädikaten kann nun in der deutschen wie wohl in den meisten Sprachen in verschiedenen Arten und Stufen weggelassen bzw. verschoben werden. Die Gesamtheit dieser Möglichkeiten heiße *De-* oder *Entagentivierung* von Handlungsprädikaten (von Polenz 1981: 97).

Als zentrale grammatische Mittel der Deagentivierung gelten das Passiv, Partizipialattribute, deverbale Nominalisierungen, *lassen*- und Reflexivkonstruktionen, Infinitivkonstruktionen sowie der sogenannte Subjektschub (vgl. Hennig/ Niemann i.Dr.a). Die Deagentivierungsmittel bieten dem Autor die Möglichkeit, „in den Hintergrund zu rücken“ (Steinhoff 2007: 19, vgl. Fußnote 1). Kresta betont: „Obwohl die strukturelle Markierung des Verfassers in diesen Fällen fehlt, darf nicht vergessen werden, daß die Autorenbezogenheit solcher Äußerungen, funktional gesehen, trotzdem vorhanden ist“ (1995: 79).

Folgende Belege der Deagentivierung lassen sich in Hundts Text identifizieren:

- *lassen*-Konstruktionen: *Am doppelten Perfekt lassen sich die grundsätzlichen Aufgaben von Tempora geradezu beispielhaft zeigen; Eine Reihe von weiteren Fragestellungen ließe sich hier anschließen* (zwei Belege);
- Passiv: *diese Konstruktionen können ebenso überzeugend dazu herangezogen werden; Was im Folgenden (Kap. 2) vorgeführt werden kann; sondern die Hypothesen des Grammatikers durch den Rückgriff auf maschinenlesbare Korpora (getaggte und nicht-getaggte) geprüft werden; zwei Typen von Korpora werden dabei miteinander verglichen; wie im Zusammenspiel der Analysen von*

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

getaggten und nicht-getaggten Korpora auch weiterführende Ergebnisse erzielt werden können; Hier wird zunächst auf der Basis einer syntaktisch-funktionalen Analyse untersucht; Diese These wird mit Blick auf die Korpusrecherchen überprüft und diskutiert (acht Belege);

- Infinitivkonstruktionen: *die konzeptionelle Brücke zwischen Aspekt und Tempus zu verstehen; syntaktische Reanalyseprozesse in statu nascendi zu studieren; den tatsächlichen Sprachgebrauch in die eigenen Untersuchungen miteinzubeziehen; die Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Textkorpora bei der Untersuchung von DPF-Konstruktionen zu beleuchten* (vier Belege);
- *man*:[3] *wenn man nur einmal genauer auf die Verteilung der Auxiliare blickt; man sollte glauben* (zwei Belege),
- Subjektschub: *bei dem nicht die Korpora und ihre Beleglagen selbst die Hypothesengenerierung steuern*; *das Korpus dient hier als Prüfinstrument, nicht als Hypothesengenerator* (zwei Belege);
- Halbmodal: *welche Unterschiede zwischen doppelten Perfektformen mit dem Auxiliar **sein** und mit dem Auxiliar **haben** zu verzeichnen sind* (ein Beleg);
- Partizipialkonstruktion: *abgesehen vom Sonderstatus des **sein**-Perfekts* (ein Beleg).

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Tatsache, dass mit sprachlichen Mitteln wie den hier erfassten die explizite Selbstbenennung vermieden werden kann, nicht automatisch dazu führt, dass aus jedem Vorkommen der entsprechenden Mittel auf eine Vermeidung der Selbstbenennung geschlossen werden kann. So geht es bspw. in der folgenden Passiv- und *man*-Verwendung bei Hundt nicht um die Person des Verfassers selbst als Handlungsträger, sondern als handelnde Instanz kommt hier die gesamte wissenschaftliche community, die sich mit Phänomenen der vorliegenden Art beschäftigt, in Frage. Es liegt hier also eher eine generische Verwendung von Passiv und *man* vor:

- *Gewöhnlich werden die doppelten Perfektformen gleichrangig behandelt. So wie man vom **sein**-Perfekt und vom **haben**-Perfekt*

[3] *Man* kann gewissermaßen als zwischen fehlender und expliziter Selbstbenennung stehend angesehen werden: Kresta ordnet *man* der Selbstbenennung zu (1995: 77), in Hennig/ Niemann (i.Dr.a) ordnen wir *man* als Deagentivierungsmittel und somit als fehlende Selbstbenennung ein.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

spricht, so spricht man dann eben auch vom ***sein****-DPF und vom* ***haben****-DPF*.

In Hennig/ Niemann (i.Dr.a) wird der Unterschied zwischen diesem und den oben aufgeführten Beispielen mit dem Terminus ‚origoferne vs. origonahe Deagentivierung' bezeichnet.

Daraus folgt, dass auch in Şandor nicht alle Passivformen als verfasserreferentiell zu betrachten sind. Verfasserreferentielle, also origonahe Deagentivierungen finden sich bei Şandor nur im zweiten Abschnitt „Zielsetzung und Hypothesenformulierung":

- Subjektschub: *Vorliegende Untersuchung setzt sich zum Ziel* (ein Beleg)*;*
- Infinitivkonstruktion: *eine Analyse der doppelten Perfektformen zu liefern* (ein Beleg);
- Passiv: *Dabei wurde von folgenden Hypothesen ausgegangen; Die doppelten Perfektformen können als grammatikalisiert betrachtet werden* (zwei Belege).

Trotz der qualitativen und nicht statistisch-quantitativen Ausrichtung dieser Analyse dürfte deutlich geworden sein, dass

1. der Eindruck einer stärkeren Autorpräsenz im inlandsgermanistischen Text auch durch den gegenüber dem auslandsgermanistischen Text deutlich intensiveren Gebrauch von origonahen Deagentivierungsmitteln zustande kommt;
2. das Nichtvorhandensein von agenshafter Verfasserreferenz im auslandsgermanistischen Text nicht automatisch zu einer Kompensation durch agenslose Verfasserreferenz führt (was den Befund von Schlömer bestätigt).

Neben den expliziten und impliziten Verfasserreferenzen dürften aber noch weitere Faktoren für den Eindruck einer starken Autorpräsenz im inlandsgermanistischen Text verantwortlich sein. So befinden sich im Text einige feste Wendungen, die sozusagen den engen Rahmen der grammatischen Bestimmung von Deagentivierungsmustern sprengen, in denen der Autor einerseits Texthandlungen beschreibt bzw. ankündigt (*Um es vorweg zu sagen; Nach einem kurzen Blick geht es dann; Die These in diesem Beitrag ist*), andererseits Wertungen vornimmt (*Es ist unerlässlich, x zu tun; Es ist interessant zu sehen*).

Wertungen werden auch mit einfachen Adjektivattributen vorgenommen (*verdienstvolle Studien, spannende Aspekte, sehr gute Beispiele*) sowie – wie bereits angedeutet – durch explizite Meinungsäußerungen (*wie ich finde, m. E.*). Aber es finden sich auch subtilere

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Formen der Bewertung: Wenn der Autor etwa feststellt, *genauso sind solche Konstruktionen, wenn man nur einmal genauer auf die Verteilung der Auxiliare blickt, sehr gute Beispiele, syntaktische Reanalyseprozesse in statu nascendi zu studieren,* so kann man *wenn man nur einmal genauer auf X schaut* lesen als: „Es ist eigentlich verwunderlich, dass die bisherige Forschung dieses Potential des Themas nicht erkannt hat. Folglich möchte ich hier eine wichtige Lücke schließen." Ähnliches lässt sich sagen zu *Gewöhnlich werden die doppelten Perfektformen gleichrangig behandelt. So wie man vom **sein**-Perfekt und vom **haben**-Perfekt spricht, so spricht man eben auch vom **sein**-DPF und vom **haben**-DPF*. Selbst wenn man die folgenden Sätze nicht liest, kann man diesen Sätzen bereits entnehmen, dass der Autor sich von dieser Praxis abgrenzen möchte und dadurch eine neue, eigene Position ankündigt.

Zur „dargestellten Autorschaft" (Steiner 2009) können u. E. auch subtile, diverse Inferenzleistungen erfordernde Hinweise auf die Verortung des Autors in seiner scientific community gerechnet werden. So spricht Hundt beispielsweise davon, dass *die Hypothesen des Grammatikers durch den Rückgriff auf maschinenlesbare Korpora (getaggte und nicht-getaggte) geprüft werden*. Durch das Passiv und die generische Form *des Grammatikers* wird maximale Neutralität suggeriert: Der Autor schildert zunächst ein in der Korpusgrammatik gängiges Verfahren. Da er damit ja seine eigenen Methoden vorstellt, bezeichnet er dennoch gleichzeitig sich selbst als den *Grammatiker* und weist sich damit eine Rolle im wissenschaftlichen Diskurs zu. Besonders interessant sind u. E. aber die in diesem Beispiel und auch an anderen Stellen vorhandenen Hinweise auf korpusanalytische Verfahren. Hundt spricht hier von *maschinenlesbaren Korpora (getaggte und nicht-getaggte)*, im gleichen Absatz bezieht er Stellung zu einschlägigen korpusanalytischen Methoden: *Sicherlich ist eine corpus-driven-Analyse nicht gänzlich möglich. Dafür sind einfach die Belegzahlen für diese Art von Konstruktionen zu gering. Ansatzweise wird das corpus-driven-Verfahren im Vergleich der benutzten Korpora jedoch zu seinem Recht kommen. Was im Folgenden (Kap. 2) vorgeführt werden kann, ist vielmehr ein corpus-based-Ansatz.* Was unter ‚corpus-driven', ‚corpus-based', ‚getaggt' und ‚nicht-getaggt' zu verstehen ist, wird nicht erklärt. Zwar sind diese Termini in der Tat für mit korpusanalytischen Methoden vertraute Leser nicht erklärungsbedürftig. Allerdings demonstriert Hundt mit diesen Verweisen doch sehr deutlich seine Kompetenz im Bereich der Korpuslinguistik. Abschließend sei auf die folgende Textstelle verwiesen: *Eine Reihe von weiteren Fragestellungen ließe sich hier anschließen. Es ist*

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

m. E. längst noch nicht alles zum DPF gesagt. In diesem Beitrag möchte ich mich jedoch aus Platzgründen auf nur zwei Aspekte beschränken. Diese Textstelle lässt die Lesart zu, dass der Autor weit mehr zum Gegenstand ausführen könnte und sich nur wegen der Platzbeschränkungen auf *nur* zwei Aspekte konzentriert. Auch hier kann man also einen indirekten Bezug zum Autor erkennen.

All diese Mechanismen der inszenierten Autorschaft fehlen bei Şandor völlig. Es ist uns sehr daran gelegen zu betonen, dass wir das nicht als einen Kompetenzunterschied zwischen der Inlands- und Auslandsgermanistik betrachten, sondern als ein Indiz für unterschiedliche ‚epistemische Tugenden' sowie für unterschiedliche, die Kommunikation bestimmende ‚Kulturprogramme' (siehe 3.). Es ist keineswegs der Fall, dass eine maximale Ausbeutung der wissenschaftssprachlichen Möglichkeiten automatisch mit maximaler Wissenschaftlichkeit korreliert. Bereits 1981 warnt Peter von Polenz ja ausdrücklich vor einer „Jargonisierung" der Wissenschaft.[4] Sein kritischer Blick auf die wissenschaftssprachlichen Gepflogenheiten basiert auf seiner Unterscheidung zwischen Gruppen- und Gegenstandsorientierung in der Wissenschaft: „Man glaubt über Sachen und zum Zwecke von Arbeit oder Information zu reden und weiß nicht (oder würde es womöglich nicht zugeben), daß man damit auch Gruppenstatus und Gruppendynamik signalisiert" (von Polenz 1981: 87). Von Polenz steht diesem Phänomen sprachkritisch gegenüber:

> Wenn fachsprachliche Kommunikation stark gruppenorientiert und weniger gegenstandsorientiert ist, wenn sie weniger der Förderung von Arbeits- und Lernprozessen als vielmehr der Signalisierung oder symptomatischen Erkennung von Gruppenzugehörigkeit dient […] geht Fachsprache in Jargon über (von Polenz 1981: 87).

Mit dem Begriffspaar ‚Gegenstands- vs. Gruppenorientierung' lässt sich der Unterschied zwischen den beiden analysierten Textausschnitten treffend zusammenfassen: Der auslandsgermanistische Text ist ausschließlich gegenstandsorientiert, der inlandsgermanistische Textausschnitt dagegen lässt eine starke Gruppenorientierung erkennen: Der Autor positioniert sich in seiner wissenschaftlichen community als handelndes Subjekt. Mit der Unterscheidung zwischen Gegenstands- und Gruppenorientierung lassen sich auch die massiven Unterschiede in der

[4] Dem hier implizierten *sprachkritischen* Ansatz von von Polenz schließen wir uns jedoch ausdrücklich nicht an. Wir verstehen unseren Ansatz als rein deskriptiv.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Autorpräsenz erklären: In einer rein gegenstandsorientierten Darstellung tritt der Autor hinter dem Text zurück. Der Gegenstand wird als rein faktisch präsentiert, was suggeriert, dass jeder andere Autor den Gegenstand in gleicher Weise darstellen könnte. Indem Şandor die vorgetragenen Gegenstandsbestimmungen durch Zitate den Autoritäten der Grammatikalisierungsforschung zuweist, tritt sie hinter dem Gegenstand zurück. Wenn sie auf diese Weise die Verantwortung für den dargestellten Gegenstand von sich schiebt, so geschieht das nicht auf der Basis von Zweifeln an diesem Gegenstand, sondern wohl eher aus Zurückhaltung.

Der Zurückhaltung der Auslandsgermanistin steht ein selbstbewusstes Auftreten des Inlandsgermanisten gegenüber. Auf ihn lassen sich alle von Steiner postulierten, den „Rahmen" des Diskurses bildenden Autorfiguren (2009: 188-204) anwenden: Hundt begegnet uns als *Verantworterfigur*, als *Gestalterfigur* und als *Mittlerfigur*. Das bedeutet im Einzelnen:

- *Verantwortung und Zitierbarkeit*: „Die Verantworterfigur ist die Figur, die zitiert wird und die andere Autorfiguren zitiert" (Steiner 2009: 200). „Die Verantworterfigur hat […] ein Leben vor, im und nach dem aktuellen Text. Sie war schon involviert in das Thema, vor dem gegebenen Text und bleibt es zumindest als potentiell zitierbare Figur" (2009: 201). Die Zitierbarkeit scheint uns ein wichtiges Indiz für die Annahme von Autorpräsenz zu sein: Wenn Şandor die Autoritäten des Faches als zitierbare Größen präsentiert und sich nicht in eine Auseinandersetzung mit ihren Annahmen begibt, kann sie nicht unmittelbar damit rechnen, dass ihre hier vorgetragene Gegenstandsbestimmung als solche zitiert werden wird. Sie muss vielmehr davon ausgehen, dass bei zukünftigen Zitationen wieder die Autoritäten herangezogen werden. Erst in der Hypothesenbildung erreicht Şandor Zitierbarkeit. Auffällig daran ist, dass die vorgetragenen Hypothesen durch das deagentivierende Passiv und den deagentivierenden Subjektschub noch als quasifaktisch daherkommen. Außerdem geht ihrer Hypothesenbildung keine Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand voraus, während Hundt seine Hypothesen auf der Folie einer Abgrenzung vom bisherigen Forschungsstand (*gewöhnlich, so spricht man dann eben*) entfaltet. Durch das dadurch entstehende Versprechen eines Mehrwerts inszeniert der Autor quasi seine eigene Zitierbarkeit.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

- *Spielarten der Verantwortung:* Steiner geht von drei Aspekten der Verantworterfigur aus: „Zuerst geht es um die Frage, wie sich ein Autor von anderen Autoren innerhalb eines epistemischen Feldes abgrenzt“ (2009: 224). Steiner beleuchtet dabei verschiedene Konstellationen von „*ICH und die ANDERN*“ wie *ICH GEGEN* und *ICH MIT/ ICH UND*. Beide Konstellationen konnten wir bereits bei Hundt belegen: Die Disqualifizierung des Forschungsstandes als *gewöhnlich* kann als Beispiel für *ICH GEGEN* betrachtet werden, der Anschluss an die als verdienstvoll bewertete Studie von Rödel als *ICH UND*. Bei Şandor finden sich dagegen keine Belege für diese Selbstpositionierung als Verantworterfigur: Die ANDEREN werden nicht in Beziehung zur eigenen Person gesetzt, weder als Gegenspieler noch als Mitstreiter.
- *Verantworterfigur und wissenschaftliches Selbstbewusstsein*: Steiner beobachtet in den exemplarisch analysierten Texten eines deutschen Naturwissenschaftlers aus der Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts „drei verschiedene Stadien des ‚wissenschaftlichen Selbstbewusstseins‘: ‚Kamikaze-Stadium‘, ‚Show-down-Stadium‘ und ‚Konsolidierungsstadium‘“ (2009: 233). Mit ‚Selbst-bewusstsein‘ meint er einerseits ein „im Text dargestelltes Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand […], andererseits […] eine damit verknüpfte, soziale Beziehung der Verantworterfigur zu ihrem disziplinären Umfeld“ (ebd.). Während man Şandor aufgrund ihrer Zurückhaltung keinem der drei Selbstbewusstseinsstadien zuordnen kann, trägt der Text von Hundt durchaus Züge des ‚Show-down-Stadiums‘: Mit dem einleitenden Abschnitt *In der Auseinandersetzung mit dieser auf den ersten Blick sperrigen Konstruktion sind mir unterschiedliche und – wie ich finde – durchaus spannende Aspekte am doppelten Perfekt aufgefallen. Am doppelten Perfekt lassen sich die grundsätzlichen Aufgaben von Tempora geradezu beispielhaft zeigen…* betont Hundt seinen „Prioritätsanspruch auf das Forschungsthema“ (Steiner 2009: 235) und etabliert damit eine „Konkurrenz auf Augenhöhe“ (Steiner 2009: 234).
- *Die Gestalterfigur*: Steiner unterscheidet drei Handlungsbereiche und nennt die diesen Bereichen zugeordneten Gestalterfiguren ‚Ordner‘, ‚Erklärer‘ und ‚Erzähler‘. Mit ordnenden Handlungen ist der „Bereich der Textorganisation, der Thematisierung, der Textsequenzierung, der Relevanz, bzw. der so genannten

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Leserführung“ gemeint (Steiner 2009: 237). Hier lassen sich bei Hundt Beispiele zuordnen wie: *In dem methodischen Kapitel 2 wird es darum gehen; Nach einem kurzen Blick auf die historische Genese; Hier wird zunächst auf der Basis einer syntaktisch-funktionalen Ebene untersucht*. Da Şandor im untersuchten Textabschnitt nur in der eigenen Hypothesenbildung als Autorin in Erscheinung tritt, entfällt diese Form der Gestaltung bei ihr. Aber auch eine erklärende Gestaltung lässt sich bei ihr nicht identifizieren, da mit ‚Erklärer‘ bei Steiner nicht die Erklärung eines Sachverhalts durch den Autor gemeint ist, sondern es geht vielmehr um auf die eigene Argumentation bezogene Erklärungshandlungen: „Die autorschaftliche Position und die damit einhergehenden Geltungsansprüche werden metakommunikativ thematisiert“ (2009: 241). Als ein Beispiel für ein solches Auftreten als Erklärer lässt sich Hundts Schlussfolgerung *also sind der historische und der areale Aspekt hier interessante Untersuchungsfelder* benennen. Mit ‚Erzähler‘ ist schließlich u. a. das Erzählen eigener Forschungshandlungen gemeint. Solche Erzählhandlungen kommen in Hundts einleitendem Textabschnitt nicht vor, sondern erst im folgenden (hier nicht diskutierten) Methodenteil. Şandor dagegen präsentiert im weiteren Verlauf ihres Beitrags selbst die eigenen Analysen rein faktisch-gegenstandsorientiert.

- *Die Mittlerfigur* schließlich überführt „unsichere Aussagen in sichere“:

> Der dialektische Antagonismus zwischen Einspruch und Reformulierung führt nicht nur im Dialog der am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmenden Autoren einer Community zum Zuwachs von Wissen, sondern die im Medium der Sprache angelegte Möglichkeit der Selbstdistanzierung erlaubt einen Erkenntniszuwachs auch auf der Ebene der autorschaftlichen Selbstwiderlegung (Steiner 2009: 204).

Bei Hundt finden wir dafür folgendes Beispiel: *Man sollte glauben, dass die Ergebnisse aus beiden Korpora sich nicht sonderlich unterscheiden sollten. Dies – um es vorweg zu sagen – ist nicht der Fall.*

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

3. Epistemische Tugenden und Kulturprogramme

Wie sind nun diese Unterschiede im Umgang mit der eigenen Person beim wissenschaftlichen Schreiben zu erklären? Für unseren Erklärungsvorschlag möchten wir die kommunikations- und kulturtheoretischen Überlegungen Siegfried J. Schmidts (1994) mit den Überlegungen Lorraine Dastons und Peter Galisons (2007) zu ‚epistemischen Tugenden' und deren Potential zur Formung eines ‚wissenschaftlichen Selbst' verbinden. Wir möchten vorschlagen, den oben aufgezeigten Unterschied in der Darstellung von Autorschaft wie folgt zu interpretieren: 1) aus kommunikationstheoretischer Perspektive als Unterschied im jeweiligen ‚*Kulturprogramm*' und 2) aus erkenntnistheoretischer Perspektive als Unterschied von ‚*epistemischen Tugenden*', denen ein bestimmtes Ethos beim Ausdruck[5] von Erkenntnis zugrundeliegt.

1) Siegfried J. Schmidt versteht *Kultur als Programm*: Er konzeptualisiert

> den Gesamtkomplex […] *kulturellen Wissens* als einen (historisch und sozial variablen) generativen Mechanismus […], der es Anwendern möglich macht, eine komplexe und nicht voraussagbare Menge ‚kultureller Aktivitäten' i. w. S. zu erzeugen, die von anderen als ‚zu dieser Kultur gehörig/mit dieser Kultur kompatibel' akzeptiert werden (Schmidt 1994: 242; Hervorhebung M.H./ R.N.).

Wissen ist dem Schmidt'schen Verständnis zufolge also nicht als abgespeicherte, kognitive Einheit bzw. als Besitz zu verstehen,

> sondern als eine *Fähigkeit*, in konkreten Situationen Wissen im Sinne von Denk-, Kommunikations- und Handlungskompetenz zu produzieren, die sozial akzeptiert wird. *Wissen resultiert aus Erfahrungen*, *die in Handlungen, Interaktionen und Kommunikationen gemacht und thematisiert werden*, *und es orientiert künftige Handlungen, Interaktionen und Kommunikation*, die ihrerseits wieder das Wissen modifizieren (Schmidt 1994: 241; Hervorhebungen M.H./ R.N.).

Wissen und Kommunikation stehen hiernach in einem reziproken Verhältnis zueinander: Wissen steuert künftige Kommunikationen und ist

[5] Der Begriff ‚Ausdruck' wird hier mit seinen kommunikativen Implikationen in Anlehnung an Karl Bühler (1933/1968: 195-226) verwendet. Für Bühler ist (im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit Wundt) Ausdruck zu verstehen als „eine kommunikative Handlung im Rahmen einer sozialen Situation, in der die Äußerung an mögliche Adressaten gerichtet werden kann" (Jäger 2010: 8).

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

selbst Resultat vorausgehender Kommunikationen. Zudem sind beide an soziale Akzeptanz geknüpft.

Das Kulturprogramm darf nun aber nicht als ein Gesellschaften übergeordnetes Programm verstanden werden.[6] Vielmehr ist vor dem Hintergrund zunehmend pluralistischer bzw. „funktional differenzierter" Gesellschaften davon auszugehen, dass sich verschiedene Sozialsysteme mit je eigenen (systemspezifischen) Kulturprogrammen ausdifferenzieren (vgl. Schmidt 1994: 249). Kommunikation, Interaktion und Handlungen unterscheiden sich also in Gesellschaften je nach den für ein Sozialsystem spezifischen Kulturprogrammen. Als *ein* Sozialsystem mit systemspezifischem Kulturprogramm betrachten wir die Wissenschaft (vgl. Hennig/ Niemann i.Dr.b). Aus dieser Annahme folgt, dass der Kommunikation in der Wissenschaft ein spezifisches kulturelles Wissen zugrundeliegt. Wie Individuen in der Wissenschaft kommunizieren, (sprachlich) handeln und interagieren, ist also stark abhängig von dem jeweiligen kulturellen Wissen, das in der Sozialisation erworben wird und den Individuen sozusagen habituell eingeschrieben ist (vgl. Schmidt 1994: 236). Nun ist es aber sicherlich problematisch, von dem Bereich *der* Wissenschaft an sich zu sprechen: Es ist davon auszugehen, dass das Sozialsystem *Wissenschaft* weiter nach Disziplinen, Schulen (Paradigmen), Regionen (Kultur im traditionellen Sinne) etc. differenziert werden muss:[7] Obwohl wir also bei unserer Textanalyse zwei Texte aus dem Bereich Germanistik vorliegen haben, kann man annehmen, dass gesellschaftlich-regionale Faktoren dazu führen, dass man bei Inlands- und Auslandsgermanistik von zwei Sozialsystemen mit je spezifischen Kulturprogrammen ausgehen kann. Die Wissenschaftler in beiden Bereichen haben unterschiedliche sozialisatorische Hintergründe und folglich Unterschiede im kollektiven, kulturellen Wissen. Und obwohl die Wissenschaftler beider Bereiche in etwa den gleichen Gegenstand erforschen, darf man davon ausgehen, dass ihr Kommunikationsverhalten aufgrund habitueller Unterschiede differiert. In diesem Sinne liefern die

[6] Es macht „wohl wenig Sinn, von *der* Kultur einer Gesellschaft zu sprechen, die Rede von Kultur*en* dürfte angemessener sein" (Schmidt 1994: 245). An anderer Stelle heißt es: „*Die* Kultur hat es wohl nie gegeben" (Schmidt 1994: 247).

[7] Hierzu sei auf einschlägige Arbeiten etwa zum disziplinspezifischen (vgl. etwa Lehnen 2009) oder kulturspezifischen Schreiben in der Wissenschaft (vgl. etwa Jakobs 1997; Kaiser 2002) sowie zu kulturellen Unterschieden in der Wissenschaftssprache (vgl. etwa Vassileva 2000; Kresta 1995) verwiesen. Diese Kulturbegriffe unterscheiden sich allerdings von dem hier vorgestellten (s. o.).

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

kommunikationstheoretischen Überlegungen Schmidts uns zunächst einmal Argumente für Erklärungen auf allgemein kommunikativer Ebene. Doch warum ist gerade der Umgang mit der eigenen Person beim Erkenntnisausdruck so unterschiedlich? Für die Beantwortung dieser Frage scheinen erkenntnistheoretische Überlegungen hilfreich zu sein:

2) In ihrer Arbeit über die Geschichte der Objektivität zeigen Lorraine Daston und Peter Galison (2007), dass Objektivität ein noch relativ junges Phänomen ist: Objektivität liegt ihnen zufolge erst seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts dem wissenschaftlichen Prozess als mögliche Orientierung zugrunde (vgl. auch Daston 2002). Während zuvor im Rahmen der sog. *Naturwahrheit* der Wissenschaftler selbst sich vernunftgemäße Eingriffe bei der Erkenntnisgewinnung gestattete (bzw. diese Eingriffe sogar notwendig erschienen) (vgl. Daston/ Galison 2007: bspw. 79), hatte er von nun an solche Eingriffe unbedingt zu unterlassen. Der objektive Wissenschaftler hatte „Willen zur Willenlosigkeit" (Daston/ Galison 2007: 41) zu zeigen; er musste sich zwingen, seine eigene Person zu unterdrücken und sich sozusagen ‚hinter die Fakten bzw. den Gegenstand zu stellen'. Dieser neuen Weise des Erkennens ist also eine entsprechende *Ethik* an die Seite gestellt,[8] nach der jegliche Form der Subjektivität aus dem Erkenntnisprozess zu tilgen sei.[9] Das Individuum, der Wissenschaftler, musste von nun an so beschaffen sein, dass er diesem Ethos entsprach (vgl. Daston/ Galison 2007: 206).

In diesem Sinne sehen Daston und Galison Objektivität als eine „epistemische Tugend" an (vgl. 2007: 35)[10], womit sie Folgendes meinen: „Sie [= epistemische Tugenden; M.H./ R.N.] sind Normen, die ebenso durch Berufung auf *ethische Werte* wie auf ihre *pragmatische Wirksamkeit beim Wissensgewinn* verinnerlicht und verstärkt werden" (Daston/ Galison 2007: 43; Hervorhebung M.H./ R.N.). Außerdem konstatieren sie: „Der Terminus ‚epistemische Tugenden' mit seinen ethischen Untertönen ist berechtigt. In

[8] Ein roter Faden in der Argumentation der Autoren ist die Verwobenheit von Erkenntnistheorie und Ethik: „Eine Erkenntnistheorie ohne Ethos mag denkbar sein, aber begegnet sind wir noch keiner. Solange Erkenntnis einen Erkennenden postuliert und solange der Erkennende als potentielle Hilfe oder Hürde für die Erwerbung von Erkenntnis gilt, wird sein Selbst ein erkenntnistheoretisches Thema sein" (Daston/ Galison 2007: 43).

[9] „Ethisch nennen wir Verhaltensnormen, die eine Weise des In-der-Welt-Seins regulieren, ein Ethos im Sinn von Sittlichkeit, der gewohnheitsmäßigen Haltung eines einzelnen oder einer Gruppe" (Daston/ Galison 2007: 42).

[10] Als weitere ‚epistemische Tugenden' führen sie Wahrheit, Gewissheit, Genauigkeit und Wiederholbarkeit auf (vgl. Daston/ Galison 2007: 35). Inwiefern Wahrheit und Objektivität sich unterscheiden, wird pointiert auch in Daston (2002) gezeigt.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

der Suche nach Wahrheit oder Objektivität oder Genauigkeit vermählten sich Ethos und Erkenntnistheorie ausdrücklich“ (Daston/ Galison 2007: 215). Durch eine epistemische Tugend wird ein „wissenschaftliches Selbst“ (vgl. Daston/ Galison 2007: 37-41) geformt: In sog. „Techniken des Selbst“ wird dieses ‚wissenschaftliche Selbst‘ eingeübt und gefestigt (vgl. Daston/ Galison 2007: 40). Eng mit diesen Techniken der Selbstprägung verwoben sind allgemeine *wissenschaftliche Praktiken*, weshalb die Autoren annehmen, anhand konkreter wissenschaftlicher Handlungsresultate abstrakte Begriffe wie Objektivität untersuchen zu können (vgl. Daston/ Galison 2007: 43-44 und 205). Denn, so die Autoren,

> wenn man Begriffe durch Handlungen ersetzt und Praktiken statt Bedeutungen untersucht, lichtet sich der Nebel, der die Vorstellung von Objektivität umgibt. Dann zerfällt wissenschaftliche Objektivität in die Gesten, Techniken, Gewohnheiten und Verhaltensweisen, die sich durch Schulung und tägliche Wiederholung tief eingeprägt haben (Daston/ Galison 2007: 56).

Die Autoren nehmen also an, dass „epistemische Werte *Praxis wie Prinzip der Wissenschaften*“ (Daston/ Galison 2007: 19; Hervorhebung M.H./ R.N.) durchdringen. Demzufolge zeigen sich epistemische Tugenden wie Objektivität in konkreten Handlungen bzw. Handlungsresultaten, weshalb man umgekehrt auch sagen kann, dass sich mit der Untersuchung von konkreten Handlungen bzw. Handlungsresultaten Rückschlüsse auf zugrundeliegende epistemische Tugenden und deren inhärente ethische Werte ziehen lassen. Zu den die Autoren interessierenden Praktiken

> gehörte, daß man die Sinne für die wissenschaftliche Beobachtung schärfte, Protokolle über Laboruntersuchungen führte, Anschauungsbeispiele zeichnete, gewohnheitsmäßig die eigenen Überzeugungen und Hypothesen überwachte, den Willen zum Schweigen brachte und die Aufmerksamkeit kanalisierte. Mit Foucault[11] nehmen wir an, daß diese Praktiken ein Selbst nicht nur zum Ausdruck bringen, sondern auch formen und konstituieren. *Radikale Unterschiede in Praktiken verweisen eindeutig auf Unterschiede im Selbst*“ (Daston/ Galison 2007: 209; Hervorhebung M.H./ R.N.).

Eine u. E. wesentliche wissenschaftliche Praktik ist außerdem das *wissenschaftliche Schreiben.*[12] Zwar werden in dem vorausgehenden Zitat

[11] In diesem Abschnitt nehmen die Autoren Bezug auf Foucault (2005a, b).

[12] Daston und Galison untersuchen Abbildungen in wissenschaftlichen Atlanten aus den Bereichen Naturwissenschaft und Medizin (vgl. Daston/ Galison 2007: 19-20). Das Konzept der ‚epistemischen Tugend‘ ist u. E. aber nicht auf den Bereich der

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

unter Praktiken nur solche subsumiert, die bei der Erkenntnis*gewinnung* zum Tragen kommen. U. E. liegen darüber hinaus aber auch den Praktiken des Erkenntnis*ausdrucks*, genauer des schriftsprachlichen *Ausdrucks* (siehe Fußnote 5), epistemische Werte zugrunde. Man kann demnach sicherlich auch von einer ‚epistemischen Tugend' sprechen, wenn bspw. eine möglichst hohe intersubjektive Allgemeingültigkeit beim wissenschaftssprachlichen Ausdruck angestrebt wird. Der schreibende Wissenschaftler soll in diesem Fall suggerieren, dass das Wissen bzw. die Erkenntnis unabhängig von ihm, also allgemeingültig, besteht, obwohl es, genau genommen, immer dargestelltes Wissen bleibt. Folglich, so unsere Vermutung, lassen sich Rückschlüsse vom wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf eine zugrundeliegende epistemische Tugend und ein damit verbundenes wissenschaftliches Selbst ziehen.[13]

In Bezug auf den oben angestellten Textvergleich möchten wir also, wie oben bereits angedeutet, vorschlagen, die aufgezeigten Unterschiede in der Autorpräsenz aus erkenntnistheoretischer Perspektive als Materialisierung zweier unterschiedlicher ‚epistemischer Tugenden' zu interpretieren. Die inlandsgermanistische Gruppenorientierung und auslandsgermanistische Gegenstandsorientierung scheinen auf ein differierendes ‚wissenschaftliches Selbst' hinzudeuten, dem beim Erkenntnisausdruck in dem einen Fall ein mehr subjektives, selbstinszenierendes und in dem anderen Fall ein objektives, darstellendes Ethos zugrundeliegt. Die Wissenschaftler sind in diesem Fall also so beschaffen (s. o.), dass sie dem jeweiligen Ethos beim Ausdruck von Erkenntnis folgen.

Naturwissenschaften beschränkt, sondern ist durchaus auch auf die Geisteswissenschaften übertragbar. Dass wir uns hier auf Texte aus dem Bereich der Geisteswissenschaften konzentrieren, soll nicht bedeuten, dass unser Vorschlag nur in Bezug auf diesen Bereich angewendet werden kann.

[13] Es ist hier allerdings nicht unser Ziel, eine genaue Charakterisierung der ‚epistemischen Tugenden', wie sie von Daston und Galison bspw. für die ‚Naturwahrheit' und die ‚mechanische Objektivität' vorgenommen wird (vgl. Daston/ Galison 2007: 59-119 und 121-200), auch für die Inlands- und Auslandsgermanistik zu konzipieren. Wir verfolgen hier lediglich die Absicht, zu zeigen, *dass* ‚epistemische Tugenden' mit ihrer inhärenten Werteorientierung auch aus wissenschafts*sprachlichen* Ausdrucksformen ableitbar sind. Der sprachliche Ausdruck lässt u. E. Schlüsse auf das ‚wissenschaftliche Selbst' zu. Ganz allgemein verfolgen wir also lediglich das Ziel, das Konzept der ‚epistemischen Tugend' mit seinem Potential zur Formung eines ‚wissenschaftlichen Selbst' für die Analyse wissenschaftssprachlichen Handelns fruchtbar zu machen.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

4. Zusammenfassung

Mit dem hier vorgestellten exemplarischen Textvergleich eines inlands- und auslandsgermanistischen Textausschnitts wurde der Versuch unternommen, grundsätzliche Unterschiede in der Autorpräsenz aufzuzeigen und zu erklären. Wir möchten an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich betonen, dass wir unseren Ansatz als rein deskriptiv verstehen.

In der Textanalyse wurde deutlich, dass der Umgang mit der eigenen Person beim wissenschaftlichen Schreiben sich in der Auslands- und Inlandsgermanistik unterscheidet. Pointiert zusammengefasst kann man mit von Polenz (1981) sagen: In der Auslandsgermanistik schreibt man gegenstandsorientiert und in der Inlandsgermanistik schreibt man gruppenorientiert.[14] Bei dieser lassen sich bestimmte, einen diskursiven Rahmen konstituierende Autorfiguren (Steiner 2009) ausmachen, die bei jener so nicht anzutreffen sind.

Wie oben bereits erwähnt, kann man laut Schlömer (2012) und Breitkopf/ Vassileva (2007) für den osteuropäischen Wissenschaftssprachstil eine gewisse Neigung zum unpersönlichen sprachlichen Ausdruck konstatieren. Um die von uns aufgezeigten grundsätzlichen Unterschiede in der Autorpräsenz und damit einhergehend auch diese Neigung des osteuropäischen Stils *erklären* zu können, haben wir vorgeschlagen, eine sowohl kommunikations- als auch erkenntnistheoretische Perspektive einzunehmen: Aus kommunikationstheoretischer Perspektive sehen wir die unterschiedlichen Handlungs- und Ausdrucksweisen der beiden Texte als Materialisierung eines je zugrundeliegenden ‚Kulturprogramms'. Insofern zeigen sich hier also habitualisierte Kommunikationsweisen, die für das jeweilige Sozialsystem spezifisch sind: Wie kommuniziert wird, wird vom jeweiligen ‚Kulturprogramm' vorgegeben und basiert also auf kollektivem, kulturellem Wissen. Aus erkenntnistheoretischer Perspektive verstehen wir den Unterschied beider Textteile als Materialisierung unterschiedlicher ‚epistemischer Tugenden'. In Auslands- und Inlandsgermanistik unterscheidet sich demnach das Ethos, das bestimmt, wie Erkenntnis auszudrücken ist und welche Rolle die Person des Wissenschaftlers dabei spielt.

[14] Der absolute Anschein dieser Feststellung hält wahrscheinlich bei näherer Betrachtung der Realität (wie immer) nicht stand. Man kann hier also sicherlich nicht von einer dichotomisch-bipolaren Gegenüberstellung ausgehen, sondern muss wohl eher ein skalares Verhältnis annehmen.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Mit der hier vorgestellten Analyse kann und soll, wie oben bereits betont, kein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben werden. Die vorgestellten Ergebnisse wären also statistisch zu überprüfen. Darüber hinaus erscheint eine weitere und tiefergehende kultur- und erkenntnistheoretische Beschäftigung mit dem Wissenschaftssprachgebrauch (nicht nur beim Vergleich von Inlands- und Auslandsgermanistik) als ein überaus fruchtbarer Boden nicht nur für die Wissenschaftskommunikationsforschung, sondern auch für die Erforschung der Wissenschaftsgeschichte sowie für die Bereiche der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftssoziologie.

Quellen

Hundt, Markus (2011): *Doppelte Perfektkonstruktionen mit **haben** und **sein**. Funktionale Gemeinsamkeiten und paradigmatische Unterschiede*. In: **Deutsche Sprache** 1, 1-24.

Şandor, Mihaela (2008): *Zur Grammatikalisierung der doppelten Perfektformen*. In: **Temeswarer Beiträge zur Germanistik** 6, 29-45.

Literatur

Breitkopf, Anna/ Vassileva, Irena (2007*): Osteuropäischer Wissenschaftsstil.* In Peter Auer/ Harald Baßler (Hrsg.): **Reden und Schreiben in der Wissenschaft**, Frankfurt/ New York: Campus, 211-224.

Bühler, Karl (1933/1968): **Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt**. 2. Aufl., Stuttgart: Fischer.

Daston, Lorraine (2002): *Eine Geschichte der wissenschaftlichen Objektivität*. In: Renate Mayntz (Hrsg.): **Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen**, Frankfurt/Main: Campus, 44-60.

Daston, Lorraine/ Galison, Peter (2007): **Objektivität**, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2005a): *Subjektivität und Wahrheit*. In: Ders.: **Dits et Ecrits**. **Schriften**, Bd. 4, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 258-264.

Foucault, Michel (2005b): *Über sich selbst schreiben*. In: ders.: **Dits et Ecrits**. **Schriften**. Bd. 4, Frankfurt/Main.: Suhrkamp, 503-521.

Hennig, Mathilde/ Niemann, Robert (i.Dr.a): *Unpersönliches Schreiben in der Wissenschaft. Eine Bestandsaufnahme*. Erscheint in: **Info DaF**.

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Hennig, Mathilde/ Niemann, Robert (i.Dr.b): *Unpersönliches Schreiben in der Wissenschaft. Kompetenzunterschiede im interkulturellen Vergleich*. Erscheint in: **Info DaF**.

Hyland, Ken (2009): **Academic discourse**. **English in a global context**, Chennai: Newgen.

Jäger, Ludwig (2010): *Sprache als Organon. Karl Bühlers Beitrag zur Begründung der modernen Sprachwissenschaft*. In: **Sprache und Literatur 105**, 3-17.

Jakobs, Eva-Maria (1997): *Textproduktion als domänen- und kulturspezifisches Handeln. Diskutiert am Beispiel wissenschaftlichen Schreibens*. In: Kirsten Adamzik/ Gerd Antos/ Eva-Maria Jakobs (Hrsg.): **Domänen- und kulturspezifisches Schreiben**, Frankfurt/ Main et al.: Lang, 9-30.

Kaiser, Dorothee (2002): **Wege zum wissenschaftlichen Schreiben**. **Eine kontrastive Untersuchung zu studentischen Texten aus Venezuela und Deutschland**, Tübingen: Stauffenburg.

Kresta, Ronald (1995): **Realisierungsformen der Interpersonalität in vier linguistischen Fachtextsorten des Englischen und Deutschen**, Frankfurt/Main et al.: Lang (Theorie und Vermittlung der Sprache 24).

Lehnen, Katrin (2009): *Disziplinspezifische Schreibprozesse und ihre Didaktik*. In: Lévy-Tödter, Magdalène/ Meer, Dorothee (Hrsg.): **Hochschulkommunikation in der Diskussion**, Frankfurt/Main: Lang, 281-300.

Oksaar, Els (1998): *Das Postulat der Anonymität für den Fachsprachengebrauch*. In: Hartwig Kalverkämper/ Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): **Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung**, Berlin/ New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 14.1), 397-401.

von Polenz, Peter (1981): *Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung*. In: Theo Bungarten (Hrsg.): **Wissenschaftssprache**. **Beiträge zur Methodologie**, **theoretischen Fundierung und Deskription**, München: Fink, 85-110.

Schlömer, Anne (2012): *Interkulturelle Aspekte der Wissenschaftskommunikation am Beispiel der Textsorte wissenschaftlicher Aufsatz*. In: **Professional communication and translation studies** 5, 48-64.

Schmidt, Siegfried J. (1994): **Kognitive Autonomie und soziale Orientierung**, Frankfurt/Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1128).

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)

Steiner, Felix (2009): **Dargestellte Autorschaft**. **Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten**, Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 282).

Steinhoff, Torsten (2007): **Wissenschaftliche Textkompetenz**. **Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten**, Tübingen: Niemeyer.

Vassileva, Irena (2000): **Who ist he author? A contrastive analysis of authorial presence in English**, **German**, **French**, **Russian and Bulgarian academic discourse**, Sankt Augustin: Asgard (Sprachen und Sprachenlernen 309).

BDD-A13066 © 2013 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.31 (2026-11-27 13:13:51 UTC)